



Abend-

Zeitung.

1.

Montag, am 2. Januar 1826.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.  
Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler [Th. Heu].

### Vertrauen.

Beim Beginn des Jahres 1826.

So heb' Dich denn aus Deiner nächt'gen Wiege,  
Du Sohn der Zeit! mit lichtungglänzten Locken!  
Dein Lauf beginnt, ob zum Triumph, zum Siege,  
Ob unter bangen Schmerzes Trauerglocken,  
Wer mag's ergründen, wenn die ersten Strahlen  
Du ausgegossen auf der Erde Rund,  
Wem thust Du seine Freuden, seine Qualen  
In Voraus schon mit wahren Munde kund?

Doch fest laß uns in's Angesicht Dir schauen,  
Dich rief an's Licht ein Vater über Sternen,  
Er gab in's Herz uns inniges Vertrauen,  
Und Demuth sollen seine Kinder lernen.  
Er hat auch Dir bezeichnet Deine Bahnen,  
Dein Glück und Leid, er wog es längst zuvor,  
Wir sollen hoffen, glauben, beten, ahnen,  
Erheben unsern Blick zu ihm empor.

Was mag auch wohl das fromme Herz erschüttern  
Das fest ihn hält, den ewig treuen Glauben?  
Kann es vor'm Dunkel einer Zukunft zittern,  
Kann ihm das inn're Licht ein Zweifel rauben?  
Es kennt die Hand, die es bisher geleitet,  
Es kennt das Auge, das am Himmel wacht,  
Es kennt den Pfad, der unserm Fuß bereitet,  
Denn immer führt zum Licht er, selbst durch Nacht.

O ströme Du, Vertrau'n! durch alle Seelen!  
Seufz Dich in jedes Busens heil'ge Stille!  
Was uns auch ängstlich kümmern mag und quälen,  
Es ist ja nur des treuen Vaters Wille.  
Und jede Freude schwebt in reinerm Glanze  
Herab in eine froh bewegte Brust,  
Schmückt mit des frommen Dankes Weilchenkranze  
Sich selbst die Stunde der besetzten Lust.

Ja! freudig klopft das Herz! es hebt die Schwingen  
Der Muth, denn das Vertrau'n hat ihn besüßelt;  
Und vorwärts wirft Du froher Waller dringen,  
Ob Neid auch flätscht und karge Sorge flügelst,  
Hast Du mit Gott Dein Tagewerk begonnen,  
Hegst Du kein Falsch in des Berufes Pflicht,  
So leuchten Dir durch Dunkel seine Sonnen,  
Und einen Stab hast Du, der nimmer bricht.

Th. Hell.

### Der Herbsttag.

Aus dem Tagebuche des Dichters Hellborn.

Gefunden und bekannt gemacht

durch

Carl Borromäus von Miltitz.

Nie, so lange ich mir von meinen Empfindungen  
Rechenschaft geben kann, habe ich den Herbst mit  
Gleichgültigkeit seinen Einzug in der Natur halten  
gesehen, und je öfterer ich sein Wiederkehr enbeobachte,  
je lebendiger wird in mir die Ueberzeugung, daß er —  
vielleicht nicht die schönste — aber sicher — die be-  
deutungsvollste der Jahreszeiten sey. Nicht, daß der  
Frühling, der Sommer des tiefern Sinnes erman-  
gelen, o nein — nur schwerer ist es, ihn unter der  
Masse glänzender Erscheinungen, unter der Fülle sinne-  
betäubender Reize zu entdecken, zu verfolgen, festzuhal-  
ten, und daher — nun? wer pocht an meiner  
Thür? So bescheiden der Finger ist, er stört mich.  
Ich muß nun schon rufen — doch halt — überlegen



wir erst, wer pochen kann, ehe wir unsere Anwesenheit zugestehn. — Es war kein hartes, ungestümes Pochen, wie das eines lästigen, eiligen Fragers, der ein erhitztes Gesicht odemlos zur halbaufgerissenen Thüre hereinsteckend, sein: „Wohnt hier N. N.“ — heraus leucht und kaum hat er die Hälfte meiner Verneinung gehört, schon wieder die Treppe hinabpoltert, um im Nebenhause einen andern ruhigen Denker zu stören. Es war auch nicht das gleichgültige, handwerkmäßige Klopfen des Briefträgers, dem auf der Stelle das tonlose: „Sechs Pfennig Porto!“ nachschleppt — überhaupt es war nicht das Derbe, Anmuthlose eines Fingers, der einer Männerfaust angehört, es war — — horch! — ja wahrlich — es klopft wieder — so weich, so voll, so rund, wie — wie von weiblicher Hand. Wichtig, ich hab's, und zwar, ohne den Doppelschlag eines Fingers, an welchem die Gelenkknöchel vorherrschen — also — jung! Ein weibliches Wesen, ein niedliches, rundes, frisches Frauenchen, Lippen wie Kirschen, Augen wie — Da, es klopft wieder — der Finger klopft ungleich, zittert! — O das ist keine Frau — nein, eine Verheirathete, zwingt sie einmal das Geschick, an die Thüre eines Mannes zu pochen, pocht herzlich. Sie hat Erfahrung, Menschen- und namentlich Männerkenntniß. Das Bewußtseyn, den Schritt thun zu müssen, giebt ihr Muth, Entschlossenheit. — Aber ein Mädchen? Ach, so ein liebes, zartes, furchtsames Geschöpfchen, das vor seinem Schatten erschrickt, vor dem Laut eines Kusses bebt, vor dem Tritt eines vorübergehenden Mannes zittert, einen Fieberpuls bekommt, roth und blaß wird, wenn man es: „Schönes Kind!“ — anredet, ja gewiß, wenn ein solches scheues Täubchen an eines Mannes Thüre klopfen soll, da muß das weiße Fingerchen zittern. O, ich sehe schon die reizende, schlanke und doch Fülle versprechende Gestalt, das braune, sanfte Auge, die weichen, dunkeln Locken, die weiße, reine Stirn, die allerliebsten Füßchen, welche die allerliebtesten Pertinenzien verrathen, in's Zimmer trippeln — nun will ich auch den Engel keine Zehntausendtheilseeunde mehr warten lassen, sondern so freundlich als möglich rufen — — Ho, ho, das war vernehmlich angeklopft — das klang ja ganz anders — Herein denn, in's Himmels Namen. — Die Thüre öffnet sich leise, langsam — — Pfui tausend! Ein bleiches, altes Weibergesicht, spitze Nase, rothe Augen, wackelndes Kinn — verwünscht, über die Bettelcielen! — Nun, was soll's seyn? — Wen ucht sie hier? — Wen? — — Nun

ja, der Dichter Hellborn bin ich freilich, aber was kann Ihr der nützen? In Ihren Jahren, sollte ich meinen, stände einem die Wirklichkeit so nahe, daß man der Dichtung den Abschied gäbe? — Nun, weine Sie nur nicht gleich — was soll's denn? — — Die arme Alte rührt mich doch, sie hatzüge, die einmal nicht uneben gewesen seyn müssen — sie bittet um eine Unterstützung zum Begräbniß ihres Mannes — hm, der Dichter soll freilich vor allen andern Menschen menschlich seyn. — Dahier, gute Frau, nehme Sie — — Wie? Sie weigert sich? Was will sie denn? — — Ah so, jetzt versteh' ich erst. Ja, liebe Frau, wenn ich auch das wollte, dem Dichter fallen die guten Gedanken auch nicht immer aus dem Ärmel. Und nun gar gleich eine ganze Geschichte! Schlechtes will man doch auch nicht wesentlich in die Welt schicken und zum Guten muß man die gute Stunde abwarten. Indessen — hm, Sie dauert mich — Weiß Sie was? komm' Sie morgen früh wieder, erzähle Sie mir Ihre und Ihres Mannes Lebensgeschichte genau, damit ich sehe, was sich daraus zusammensetzen läßt und dann will ich das Ding schreiben. Gott befohlen.

Sie ist fort. Ein eigener Gedanke bleibt's doch, einen auf diese Art in Contribution zu setzen. Sie war nämlich mit ihrer Tochter hier, mich zu bitten, ich möchte etwas schreiben, dabei erwähnen, daß es für eine arme Familie sey, und ihr den Erlös, den sie, wenn mein Name darauf steht, nicht gering erwartet, zustellen. Das Töchterchen hatte den Anschlag angegeben und auch zur augenblicklichen Ausführung gerathen, wie sie aber auf ihr leises Pochen keine Antwort erhielt und auf das gewaltsame der Mutter mein barsches „Herein!“ zu Gehör bekam, so hat sie Reißaus genommen und der Alten die Sache überlassen. Kindisch! Nun, die Leute thun mir leid, ihr Zutrauen schmeichelt mir und so will ich denn morgen, wenn ich erst die Alte abgehört habe, in Gottes Namen an's Werk gehn. Für den guten Zweck wird sich ja wohl die Begeisterung einstellen. —

Himmel, welch ein magischer Sonnenblick fällt auf die Landschaft! Wie smaragdgrün die Wiesen, welche reizende Mischung von Gold und Grün in dem Laube der Bäume, das nun leider schon über die Hälfte in Roth und Gelb sich verwandelt hat, wie scharf abgeschnitten alle Contoure am kaltblauen Himmel! Ja, ja, so reizend dieser Nachmittagsonnenblick



auf fruchttragende Obstgärten, auf traubenschwere Weingelände, auf den buntschattirten Buchenhayn fällt — das alles heißt doch Herbst, und dieß einzige Wort umfaßt mehr der Wehmuth und Lust, als ein Herz in sich halten kann. So strömt denn hin Fantasie, Erinnerung, Empfindungsfülle und sucht ein Herz, das auch versteht! —

Herbst in der Natur, Herbst im Menschen! Welche Aehnlichkeit der Beziehungen! Der rosenträgende Lenz, der gewitterschwüle Sommer ist dahin. Das junge, frische Leben in Weiden, das unaufhörliche Knospentreiben, die gar nicht alle Blüthen werden konnten, diese Glut, diese Fülle ist vorüber. — Was blieb, ist reif geworden, giebt schmackhafte, zum Theil heilsame Frucht, hat aber auch seinen Stein im Innern, von dem das allmälige Erdwerden ausgeht. Manches zu herbe ist vom Sonnensich verbrannt, abgefallen anderes gar nicht, oder nicht vollständig ausgebildet worden. Hier und da zerstörte Wehlthau oder der Wurm im Innern eine versprechende Blüthe und eine anfangs unscheinbare entwickelte sich und gedieh zur süßen Frucht! Schmetterlinge kosten, naschen hier und dort — liebliche, glänzende Kinder des Frühlings! —

Auch mein Lenz ist vorüber und deutlich weiß ich, wie mir damals zu Muth war. Herz, Kopf und Ader voll und glühend zum Zerbersten. Die Welt gehörte mir. Leben und Genuß, Wissenschaft und Kunst — alles zog mich an. Ich warb um die Auszeichnung der Männer, ich buhlte um die Günst der Frauen. Alle schönen Gestalten, alle reizenden Gesichter schienen mir nur meinetwegen da zu seyn. Die Mädchen betrachtete ich wie der Spaziergänger die Blumen. Man sammelt deren eine Anzahl, während man durch Garten oder Wiese schlendert. Jede scheint reizend und des Sammelns werth. Nun hat man den Strauß beisammen. Man geht nach Haus. Manches welkt schon unterwegs. Jetzt betrachtet man genauer, prüft, vergleicht, wählt — am Ende findet sich's, daß keine Alles in sich vereinigt. Man behält die Beste, legt sie in sein Gedächtnißbuch, behält sie dort — vielleicht sein ganzes Lebenslang und denkt mit froher Erinnerung des Plazes und der Zeit, wo man sie gefunden. Die übrigen sieht man noch einmal freundlich dankend an und — vergißt sie. So zog ich, weil ich eben recht gründlich beobachten wollte, jedem schönen weiblichen Glanzsterne nach. Ohne An-

maßung, ohne Eroberungsbüchel — im Gegentheil, demüthig, mit der Schüchternheit der funfzehnjährigen Jünglingsunschuld nähete ich mich den holden Erscheinungen — um zu lernen, ihre Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Stärke auf mich wirken zu lassen und dann die Erfahrung in mein Gedächtniß, wie in ein Taschenbuch, zu gelegentlicher Benutzung überzutragen. Freilich — ich bekenne es — glaubte ich fast jedesmal, ich habe die rechte Wunderblume gefunden, die alles enthalte, Duft, Farbe, Gestalt — wie die Fabel sagt: „Die Rose ohne Dornen, die nicht sticht!“ Kaum war mir das klar, dann gleich alle Segel aufgesetzt, alle Liebenswürdigkeit, über die man, bewusst oder unbewußt, disponiren konnte, angewendet, um der Holdseligen nah zu kommen. Dazu fand die arglose Dreistigkeit der Jugend bald Mittel und Gelegenheit. Lebendigkeit des Geistes, Anmuth der Sitte half bei der Klugen, die holde Musik, verbunden mit der Schwärmerei des jungen Dichters, bei der Sentimentalen, der bunte Rock, das blickende Epaulet und der wilde braune Hengst, der doch dem schlanken Reiter gehorchen mußte, bei der Oberflächlichen — endlich Jugend und Leidenschaftlichkeit in Wort und Gebehrde, bei Allen — und so war denn bald ein Strauß von Einzigsten beisammen, der freilich, weil hier und da eine in meinem Gedächtniß zu verblaffen anfing, mangelhaft werden mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Gedankenspäne.

Man kennt Andere in der Regel besser, als sich selbst. Ein Parfümirter empfindet den Wohlgeruch weniger, als diejenigen, die in seiner Nähe sind. — Fremde Fehler fallen mehr auf, wie eigene. Der beständige Verkehr mit unserer Lieblingneigung macht uns gleichgiltiger dagegen. — Nichts ist uns an uns selbst neu und überraschend, aber dieß ist oft der Fall mit Andern. — Zwischen unserer Vernunft und unsern Fehlern herrscht eine Art Einverständnis, so daß beide in Eintracht leben. Dieß findet jedoch bei den Fehlern Anderer nicht statt, unsere Vernunft prüft sie gleich, verdammt und verfolgt sie, und man vergißt dabei, daß man hundert Fehler an sich selbst zu verbessern hat.

A. Müller.



Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Berlin, am 24. December 1825.

Gestern ist Euryanthe zum erstenmale hier gegeben, und ich eile, Sie, werthester Herr und Freund, zu benachrichtigen, welchen Erfolg ihr Erscheinen hervorgebracht hat. — Das Haus war zum Erdrücken voll. Als der Stundenzeiger auf sechs wies, war alles in der gespanntesten Erwartung. Weber erschien im Orchester. Der Jubel war ohne Grenzen. Freudiger Empfang. Bravorufen und Händeklatschen, wie es nur in einem Pariser Theater möglich seyn kann. Die Ouverture hob an. Gegen den Schluß wiederholter Jubel. Da Capo rufen. So nahm die Vorstellung ihren Anfang und nun glich der Beifall der entzückten Menge einem Strome, der groß und herrlich alle Dämme durchbricht, die ihn in seinem Laufe zu beschränken drohen. Nach dem ersten Akte schon wurde Weber laut gerufen, eine Auszeichnung, die vor ihm noch keinem Dichter oder Componisten zu Theil wurde. Er erschien. Als die Vorstellung beendet, wiederholte sich der Jubel, und man wußte nicht, ob es dieselbe freudige Menge war, die ihn zu Anfang begrüßt hatte, so lebendig, so warm und frisch war das Jubiliren. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an, sagt Göthe. Das haben wir gefühlt. Alle Künstler, Sänger und Musiker waren begeistert und bewegten sich auf diesen hellen Musikwellen wie erfahrene Schiffer. Madame Seidler war Euryanthe. Ihr ganzes Wesen war Liebe. Ihre Augensterne glänzten am schönsten im Leide. Als sie verfolgt, unschuldig leidend, in der Wildniß umherirrend, auf dem kalten Boden ermattet niedersank, erinnerte sie lebendig an die heilige Genoveva, wie sie in Legenden und Bildern dargestellt ist. So schön und lieb muß diese ausgesehen haben. Kunst und Schönheit im innigsten Vereine. — Ihr gebührt der erste Kranz unter den Künstlern. — Mad. Schulz sang Eglantine mit einem Aufwande von Mitteln, der in Erstaunen setzte. Hrn. Vaders Gesang (Adolar) führte uns in die Zeit der Troubadoure zurück. Herr Devrient jun. als König, ernst und würdig im Gesange. Hrn. Blumes (Enhart) Streben wurde wahrgenommen. Die Chöre gingen trefflich. Decorationen und Costume dem Ganzen angemessen.

Nach der Vorstellung gaben die Freunde Weber's ihm ein Festmahl. Während desselben sangen die Choristen seine Lieder und später brachten Musikchöre ihm eine Abendmusik. Nur seine Melodien, nur seine Lieder klangen. Es war Mitternacht, als die Freunde sich trennten. Der Mond schien hell, viel Sterne leuchteten. — Es ist ein schöner Glaube, alles was uns im Leben werth war, drohen am ewig klaren Himmel in Sternen zu suchen. Als Mozart schied, suchten wir ihn, da wir auf Erden seines Gleichen nicht fanden. — Sein Geist umschwebt uns jetzt wieder und Weber ist es, dem die Musen dieß Flügelfleid verliehen haben.

J u s t u s.

Berlin, am 25. Decbr. 1825.

Gott behüte mich, Ihrem gewöhnlichen Correspondenten in's Gehege gehen zu wollen, ich lasse ihm alle Gebeyden, alle Verzückungen und Verzückungen der Schauspieler, ihr Declamiren und Râseln unangestastet, ich theile bloß den Dresdnern, deren Mitbürger Herr C. M. v. Weber ist, die ihnen ge-

wiß sehr interessante Nachricht von der ersten Darstellung der Euryanthe auf unserer Hofopernbühne mit. Es soll also keine Recension, sondern eine Mittheilung, ein Erguß der innigsten Freude über den glänzenden Erfolg dieser Oper seyn. Daß der geniale Conceptor rauschend, ja wüthend empfangen wurde, daß er mehrmal gerufen, daß er heraus gejubelt worden ist, ist viel, doch auch das will ich nicht sagen, daß jedes Tonstück applaudirt, Piecen wiederholt wurden und alle Mitwirkenden erscheinen mußten, das wollte ich auch nicht sagen, aber daß alle Herzen ordentlich erquickt waren, die kräftigen Melodien des deutschen Meisters durch das Haus rauschen zu hören, daß jeder Pulsschlag beflügelt wurde und jede Brust höher schlug im reinen Enthusiasmus, einem Bardensänger unseres Volkes den frischen Lorbeer um die Stirne flechten zu können, daß der Gemeingeist die eigentlichen heimischen, kräftigen Urklänge Germaniens wie einen nach langer, schmerzlicher Entbehrung wiedergefundenen Seelenfreund und Tröster voll Entzücken aufnahm, daß die Schnorkelfresser und Tanzalkhelden, die Halbstimmler und Kouladenengel verstummen mußten in dem Tutti der wahren Anerkennung, daß der falsche Geschmack und die verschrobene Huldigung einer schimmernden Oberflächlichkeit in leeres Nichts abtropfte in dem Strahle dieser Gediegenheit, das wollte ich Ihnen und allen, die es so meinen wie ich, mittheilen. Alles andere, wie vortrefflich die Damen Seidler und Schulze waren, wie das Orchester wirkte, möge Ihr Ordinarius nachholen. Nur so viel noch, daß ich die erste Darstellung der Euryanthe in Wien sah und daß sie in keiner Hinsicht eine Vergleichung mit der hier aushält. — So leben Sie wohl, zum Schluß nur noch eine flüchtige Nachricht, nämlich Dlle. Wagner von Ihrem Theater hat hier als Elise Valberg sehr gefallen, sie ist eine liebliche Erscheinung, voll Talent und Liebreiz.

M. G. E.

München, am 22. Decbr. 1825.

Gestern wurde auf dem königl. Hof- und Nationaltheater zum erstenmale die große historisch-romantische Oper in drei Aufzügen von Carl Maria v. Weber: Euryanthe, mit außerordentlichem Beifalle gegeben. Das Haus war gedrängt voll. Die grandiose Ouverture fand rauschenden Beifall. Das wunderschöne Duett im ersten Akte zwischen Euryanthe (Dlle. Sigl) und Eglantine (Mad. Despermann), und der Jägerchor, mußten wiederholt werden. Beide Künstlerinnen, die mit einer ungeheuern Bravour sangen, wurden am Schlusse des ersten Actes im Sturme des Entzückens gerufen; jedes Gesangstück wurde vom Publikum mit dithyrambischer Begeisterung ausgezeichnet, und das gesammte Personale (Herr Löhle als Adolar, Herr Mittermayr als Enhart und beide eben genannte Damen) am Schlusse der Oper, die um 6½ Uhr begann und um 9¼ Uhr endete, herausgedonnert. Unser kunstliebender Herr Intendant, Freiherr v. Poßl, der sich die rückichtslose Anerkennung des wahren Verdienstes zum ersten Principe seines schönen Wirkens gewählt hat, bot Alles auf, dieses meisterhafte Werk des unsterblichen Weber in der höchsten Vollendung in die Scene zu setzen, wesswegen er auch allen Proben mit eingreifender Thätigkeit beivohnte.

[Der Beschluß folgt.]